

Gedanken an spielenden Wassern

Willy Bierter

How to cite:

Willy Bierter, Gedanken an spielenden Wassern, Kapitel 3 aus: Wege eines Wanderers im Morgenrauen

online: www.vordenker.de Neuss 2019, J. Paul (Ed.), ISSN 1619-9324

URL: < https://www.vordenker.de/wbierter/wb_Gedanken-an-spielenden-Wassern.pdf >

Copyright 2019 vordenker.de

This material may be freely reused, provided the author and sources are cited

- CC-Lizenz: by-nc-nd

Willy Bierter

Wege eines Wanderers im Morgengrauen

Inhaltsverzeichnis

Vor-Weg

1. Die geheimnisvolle Waldkapelle – Erwachen im Labyrinth
2. Wege in der Landschaft
3. Gedanken an spielenden Wassern
4. Botschaften aus dem binären Gefängnis
5. Das Denken denken – oder: Wenn Du denkst Du denkst, dann denkste nur Du denkst!?
Von der aristotelischen zur idealistischen Logik: ein kurzer Abriss
6. Die Triade „Ich – Du – Es“
Das doppelte Subjekt: Eine kurze Zusammenfassung
7. Erkennen und Wollen oder wie Neues in die Welt kommt
8. Maschine – Kybernetik – Transklassische Technik
9. Die Diamond-Technik – praktische Einübung in das transklassische Denken

ANHANG I:

ANHANG II:

Auf den Spuren Gotthard Günthers
in trans-klassischen Denklandschaften

Gedanken an spielenden Wassern

von
Willy Bierter

Er steigt den holprigen Pfad zum Fluss hinunter. Neben ihm ein Bach, der sich weit oben über meterhohe Felsklippen in die Tiefe stürzt; dichte Gischtwolken dampfen über dem Wasserfall. Jetzt ab und zu zwischen Bäumen hervorglitzernd, leise murmelnd zwischen vermoherndem Laub, kleinen Inseln aus Kieseln und mitgenommenen Ästen, an dunklen Sträuchern vorbeikollernd, Gräser endlos auf und ab wiegend, die Spitzen herabhängender Weidenäste mit stummer Gebärde bestimmt, aber vergeblich fortwährend beiseite schiebend, die seine Oberfläche kitzeln, das Wasser vor Spannung erzittern und leise sich kräuseln lassen, darauf Lichtpunkt tanzen, namenlos, ohne Geschichte, eilt er in die schlummernde Wiese hinaus einem noch glühenden Abendhimmel entgegen. Mit leisem Rauschen bahnt sich das glasklare Wasser weiter unten seinen Weg hinab ins Tal, umspült es eilig grünbemooste Gesteinsbrocken. Von ihnen, aber auch von den vielen blankgeriebenen Kieseln im Bachbett lässt es sich nicht aufhalten, sondern teilt sich rasch vor jedem Hindernis, um sich dahinter in gurgelnden Wirbeln wieder zu vereinigen. Am Bachrand vereinzelte Trollblumen mit ihren goldgelben Blütenköpfen.

Schon von weitem sieht er den Fluss durch die Bäume glitzern, sein helles Funkeln im metallisch schimmernden Laub von Silberpappeln, Lichtblitze zwischen hohen Gräsern. Er spiegelt und bricht das Licht, verschwendet es in einem glucksenden Gelächter. Wo immer er geht, ziehen Wasser ihn unwiderstehlich an, begleiten ihn mit ihrem Gemurmel und Geplätscher, manchmal mit ihrem ungestümen Tosen.¹ Hier darf der Fluss noch Fluss sein. Nicht wie anderswo, wo er Flüssen begegnet ist, die Flüsse sind und doch keine Flüsse sind, die fließen und doch nicht fließen.

Widerspenstige, schäkernde, von Strudeln gesprenkelte Wasser, die nicht aus ihrer Umarmung lassen wollen, ohne feste Grenzen, sich verströmend, ausufernd, eben fließend, wässriger Stoff, der verborgen auch in uns lebt, jenseits der Reichweite unserer Sinne: es ist diese tiefe Mehrdeutigkeit, die Wasser so schwer fassbar macht. Und so machten sich zunächst Philosophenkönige an die Aufgabe, eine Denklandschaft zu präparieren, wo jegliche Begriffe unzweideutig, in Opposition gegeneinander definiert sind, Entitäten nur existieren, wenn sie voneinander völlig isoliert sind, alles an seinem richtigen Platz ist, einen Namen und eine Identität besitzt. Kurz: Es ging ihnen vornehmlich um die festen und begrenzten Dinge, denen eine bleibende Substanz zugrunde liegt, deren Eigenschaften, Zustände etc. exakt oder zumindest näher bestimmt werden konnten. Auf die „form-, farb- und haltlosen“ Wasser an der Grenze zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, der Konzeption der Substanz widersprechend, liessen sie sich nicht ein – dafür hätten sie so etwas wie fließende und augenblickshafte Begriffe „erfinden“ müssen. Von daher: Binäres Denken ist trockenes Denken – und umgekehrt.

Den Philosophen folgten die Wasseringenieure. Wo früher Gewässer in der Art eines Spitzengewebes – oder Rhizom-Netzes – über weite Ebenen sich ausbreiteten, durch breite Täler mäanderten, wurden viele kleine Rinnsale zum *einen* Fluss kanalisiert und konzentriert, Seitenarme und Sümpfe trockengelegt, Bäche und Flüsse vertieft und eingedämmt, regulatorische Reiche von Wehren, Kanälen, Schleusen, Dämmen und ein unterirdisch weitverzweigtes Netz von Röhren errichtet, um die Wasser in kalkulierbaren Mengen kontrollieren zu können, sie einen kollektiven Beitrag zum Fortschritt der modernen Gesellschaft leisten zu lassen. Dem auf diese Weise traktierten und als Ressource klassifizierten Wasser wurde so seine vitale Beziehung mit dem Rest unseres Lebens entzogen, eine Folge der Anwendung trockenen Denkens und seinen Technologien. Statt der Musik der Wasser mit ihrer verzau-

¹ Bierter, Willy: „Erzählende Wasser“, Schweizer Literaturgesellschaft, Zug 2018

bernden Klangfülle vernimmt das Ohr jetzt ein der Natur fremdes Geräusch, das durch die Leitungsnetze in Häusern und Städten hallt.

Spätestens mit dem Klimawandel beginnen wir zu ahnen, dass für die „Verwüstung“ der Welt nicht nur menschliche Handlungen verantwortlich sind, sondern wir sie in unserem Denken verwüstet haben. Sand- und Staubstürme strömen aus dem Mund der trockenen Vernunft. Nicht zuletzt führt trockenes Denken auch zum trockenen Ackerbau. Durch Trockenlegen von Sümpfen und Feuchtgebieten, durch Roden der Wälder wird noch mehr Boden der Trockenheit ausgesetzt. Monokulturelle Bewirtschaftung und Berieselung führen zur weiteren Verarmung der Oberfläche. Bodenerosion und Versalzung vervollständigen den Abbau des Landes zu Staub und Asche. Die Erdkrume, der Humus, jener Mikrokosmos von Wechselbeziehungen zwischen amorphen Substanzen, zahllosen Mikroorganismen und Feuchtigkeit, der unseren Platz in der Biosphäre erst ermöglicht: vom Winde verweht.

Nur noch selten sind naturbelassene Wasserkörper in abflusslosen Flussarmen und Ensembles von Teichen anzutreffen, die kaum miteinander in Verbindung stehen und nicht akkumuliert werden können, sich weigern fest zu werden, weshalb Menschen dann von vergeudetem flüssigem Kapital reden. Auch keine plätschernden Brunnen mehr, jene geselligen Orte, wo man nicht nur Wasser schöpfte, sondern sich auch mit anderen traf und Neuigkeiten austauschte. Seit das Wasser aus der Leitung kommt, gehören sie der Vergangenheit an, trifft man sie höchstens noch da und dort auf Dorfplätzen oder in Parks an, zum blossen Ornament verkommen. Wir können eben immer noch nicht an Wasser als Quelle denken, die – im Gegensatz zu einer Ressource oder zu flüssigem Kapital – anders durch unser Leben fließt. Schauen wir dem Fließen und Sprudeln der Wasser zu, lauschen wir ihren Gesängen, vielleicht können wir dann allmählich zu einem erweiterten Wasserbewusstsein kommen und unsere im Westen kulturspezifische Hydrophobie ablegen, Feuchtigkeit und Nässe langsam in unser trocken-binäres Denken Einzug halten lassen.²

*

Unten angekommen, setzt er sich an die Uferböschung. Er hält sich gerne an Stellen auf, wo Land und Wasser aufeinandertreffen. Ihn inspiriert die Spannung zwischen dem faszinierenden Spiel der Wasser, dem kontinuierlichen, lebhaften und immer zur Selbsterneuerung bereiten Fließen und der umgebenden Landschaft, die sich in einem so – vermeintlich – ruhigen, unveränderlichen, „stabilen“ Gewand darbietet, dem fast unhörbaren, rhythmischen Schlagen der Wellen an das flache, mit Kieselsteinen und lehmigem Sand bedeckte Ufer, wodurch sich dauernd in Bewegung befindliche filigrane Riffelformen bilden, deren Oberflächen rau und unregelmässig sind. Nicht jede Welle kommt immer an genau derselben Stelle an und legt ihre Schaumlinie am Ufer ab. Sie lässt einen unbestimmten Streifen, in dem ein Element mit dem anderen „verschmilzt“. Dieses „Verschmelzen“ drückt den Übergang aus, wo etwas Physisches sich auflöst, seine Grenzen verliert und sich zum nicht Wahrnehmbaren und zum Unbegrenzten hin öffnet. Keine Position der Fixierung wird erzwungen: Festes wird feucht, Feuchtes wird fester, und im nächsten Moment kehrt sich dieser Prozess wieder um.

„Auf der ganzen Welt
Gibt es nichts Weicheres und Schwächeres als das Wasser.
Und doch in der Art, wie es dem Harten zusetzt,
kommt ihm nichts gleich.
Es kann durch nichts verändert werden.
Dass Schwaches das Starke besiegt
Und Weiches das Harte besiegt,
weiss jedermann auf Erden,
aber niemand vermag danach zu handeln.“³

² Eine Ausnahme bildet Venedig mit dem jährlichen „Festa della Sensa“, an dem die Ehe mit dem Wasser erneuert wird.

³ Laozi: „Tao te king. Das Buch vom Sinn und Leben“, München 1988, §78, S. 121

There is an ancient Chinese saying: „The highest good is to be like water.” Why? Because water is benevolent. The same river can nurture all different kinds of people. Moreover, water is humble, willing to soak into the depth of the earth to clear itself of all impurities. Water is wise and can both adapt and change its shape. Water is persistent, small drops can eventually erode even stone. Seventy percent of the human body is comprised of water, with millions of drops coalescing together into flesh and blood. And yet, even if we all joined together on this earth as one, would we not still only be a drop compared to all the water in the rivers and oceans? — „Waterway” by Wu Tong, February 2017, The Silkroad Ensemble

Wie er so das Fließen des Flusses betrachtet, bemerkt er unweigerlich – und dies nicht zum ersten Mal –, dass an derselben Stelle die Form der Bewegung nie dieselbe ist. Sie variiert laufend – leise, nicht laut. Nichts ist einfach gegeben. Alle diese spielerisch aufeinanderfolgenden Formen: Es erscheinen immer wieder andere, keine gleicht der anderen, und jede trägt bei ihrem Erscheinen bereits die Spuren ihres Vergehens in sich. Was diese Formen lenkt und gestaltet, sind wechselwirkende polare Kräfte. Sie erzeugen die Einzigartigkeit ihrer mannigfaltigen Erscheinungsformen, die man in der Ekstase der Aufmerksamkeit nur für einen kurzen Augenblick sieht, um gleich darauf schon wieder ihr Vergehen zu bedauern, während neue, für ebenso kurze Zeit das Licht der Welt erblicken. Diese Flüchtigkeit der Übergänge, nie erlöschende Poesie der Schöpfung, ewiger Prozess des Entstehens und Vergehens.

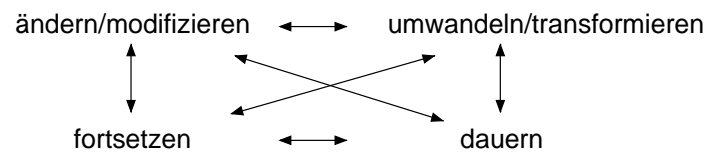
Der Prozess des Entstehens und Vergehens dieser rotierenden Wirbel und schäumenden Turbulenzen, dieser mannigfaltigen Formen kennt keinen Anfangs- und Endpunkt: Weder gibt es ein definierbares Ab-hier entsteht die Form noch einen irgendwie benennbaren Endpunkt ihres Vergehens. Das wohl Eigentümlichste des Prozesses besteht darin, dass er in ständigem Übergang begriffen ist, reguliert durch – eben – mannigfaltige Wechselwirkungen von polaren, sich gegenseitig beeinflussenden Faktoren, weshalb der Prozess auch nicht im Sinne einer eindeutigen Kausalität verstanden werden kann. Dieser Prozess als solcher zielt auf nichts ab, wird von keiner zweckartigen Form geleitet. Er ist immer im Übergang und entwickelt sich zu nichts anderem als zu seiner eigenen Fortsetzung.

„Übergang“ – das war für ihn einmal mehr das Stichwort! Es gibt Wandel *und* Fortsetzung – Wandel der Formen *und* Fortsetzung des Fließens. Doch wie kann sich die Wirklichkeit zugleich wandeln und gleich bleiben? Da ist sie wieder, die zweiwertige Logik mit ihrem Satz vom verbotenen Widerspruch (A kann nicht zugleich Nicht-A sein). Damit bleibt man gefangen in der Logik der wechselseitigen Ausschließung. So wie man das Wachsen oder das Altern nicht sieht, sieht man auch den Übergang nicht. Denn der Übergang vollzieht sich in jedem Moment. Das eine ist schon im anderen enthalten. Ein eindeutiger Schnitt zwischen ihnen ist nicht möglich. Es besteht auch dann ein kontinuierlicher Übergang, wenn das eine oder das andere vorherrscht. Der Übergang kennt keine Unterbrechung, kein Ende, er *dauert* und ist zugleich ohne Kluft, die erlauben würde, das eine vom anderen zu trennen. Und weil er prinzipiell nicht isolierbar ist, kann kein einzelner Begriff die beiden korrelierenden und kontrastierenden Aspekte simultan zum Ausdruck bringen, die innere Logik dieses „Funktionierens“ erfassen. Der „Übergang“ bildet so etwas wie die Brücke von einer Form zur nächsten. Er ist genau jenes Stadium, „in dem es, zwischen Entidentifizierung und Neuentifizierung, keine Identität mehr gibt, die man noch ‚unterstellen‘ könnte. Beziehungsweise, eine *Identität* zu unterstellen, verhindert von vornherein, Platz für den Übergang zu machen und ihn zu erkennen.“⁴ Versucht man den „Übergang“, das Zwischen-den-Formen mit Hilfe des zweiwertigen Denkens zu erfassen, so fällt es in ein schwarzes Loch. Dazu hat es nichts zu sagen; es schweigt.

Um das Phänomen des „Übergangs“ zu begreifen, benötigen wir zwei Begriffspaare, die sich wechselseitig ergänzen: auf der einen Seite „ändern/modifizieren“ – „umwandeln/transformieren“ und auf der anderen Seite „ändern/modifizieren“ – „fortsetzen“ (siehe Diagramm).

⁴ Jullien, François: „Die stillen Wandlungen“, Berlin 2010, S. 44 f.

Das Ändern – das einzige in der Kontinuität des Prozesses feststellbare Element – führt zum „Umformen“, aber sichert eben damit zugleich das „Fortsetzen“, was nichts anderes heisst, als dass eine andere Logik des Selben und des Anderen gefordert ist.



Nehmen wir als Beispiel die Jahreszeiten: „der Frühling setzt sich, mit zunehmender Hitze, ‚fort‘ in den Sommer, dann ‚modifiziert‘ der Herbst die Evolution, indem er die Tendenz umkehrt; desgleichen setzt sich bei zunehmender Kälte der Herbst in den Winter ‚fort‘, dann ‚modifiziert‘ der Frühling die Evolution, indem er erneut die Tendenz umkehrt. So unterdrückt die Modifizierung, was zum Übermass und zur Verkümmern führen würde: weil die Wärme (...) nicht länger dauern kann, kommt der Regen (...), um die Sterilität der Hundstage zu beenden; dann, nach stattgehabter ‚Modifizierung‘, findet die ‚Fortsetzung‘ der Evolution statt, dergestalt, dass sich deren Wirkung vollständig entfaltet: wenn sich der Einfluss des Regens ausbreitet, setzen die Wesen ihre Entwicklung fort. Es besteht zwischen ihnen eine Opposition, die ein Alternieren mit sich bringt, denn die Modifizierung gabelt und die Fortsetzung setzt fort; jene ‚neuert‘, diese ‚erbt‘. Gleichzeitig sind die beiden zu kombinieren, damit der Übergang zustande kommt: die eine ist Faktor der Weitergabe, die andere des Bruchs, und der Übergang hat beide Dimensionen auf einmal. Denn dieser Bruch ist selbst nur darauf aus, die Kontinuität zu sichern: nur weil die Evolution dabei war, sich zu erschöpfen, gibt ihr die Modifizierung, mit der dominierenden Tendenz brechend, eine neue Richtung und bahnt ihr erneut den Weg; sie ist die Erneuerung, die notwendig ist, um aus der Stockung herauszukommen, in die die Tendenz sonst hineinführen würde. Indem sie die Sklerose vertreibt, verhindert die Modifizierung den drohenden Niedergang, es gibt wieder Übergang und mithin ‚Fortsetzung‘. In diesem Sinn ist sie von gleicher Natur wie die Fortsetzung, die, indem sie durch die eingeleitete Modifizierung (...) ‚Kommunikation‘ ermöglicht, die neue Orientierung geschehen lässt, die sich dann überall verbreiten kann. Und so wie Modifizierung und Fortsetzung in Opposition stehen, so verlängert auch eine die andere: die Fortsetzung entfaltet die begonnene Modifizierung, und die Modifizierung stellt die sich erschöpfende Fortsetzung wieder her. (...) Darum kann man nicht nur, auf quasi-tautologische Weise, sagen: die Fortsetzung sichert die Dauer; sondern auch, mit Blick auf beide Enden der Verkettung: ‚Die Modifizierung sichert die Dauer‘, sie ist der kontinuierliche Teil der Differenz, welche die Dauer verlangt, um zu dauern. Darum lässt sich diese andere Formel auch in zwei auf Anheben scheinbar entgegengesetzten Richtungen lesen: ‚Modifizieren, aber fortsetzen‘, und ‚Modifizieren, indem man fortsetzt‘. Will man den Übergang wirklich verstehen, dann muss man aufhören, ‚aber‘ und ‚indem‘ logisch zu trennen (...); der Übergang kann nur in der Aufhebung der Trennung dazwischen, der Trennung zwischen Opposition und Konsekution gedacht werden, welche nicht bloss als zwei Phasen, sondern auch als zwei Seiten desselben Prozesses gesehen werden müssen.“⁵

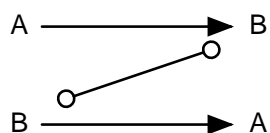
Es gibt also das Konstante und das Wechselnde. Das Konstante manifestiert sich *durch* das Wechselnde *hindurch*. Das Konstante ändert sich innerhalb des Wechsels *nicht*, denn seine Permanenz bezieht sich auf den Gang der Dinge bzw. auf ihr Funktionieren. Indem es sich ununterbrochen transformiert, sichert es dem Prozess der Dinge seine „Gangbarkeit“ und Fortsetzung. „Denn statt sich blind und chaotisch zu entwickeln, erlaubt ihm seine Konstanz – sei es die des ‚Himmels‘-Laufs oder die des ‚Wegs‘ – in seinem Verlauf reguliert zu werden und sich, ohne jemals irre zu gehen, unablässig zu erneuern.“⁶ Damit geht der Begriff der Konstanz Hand in Hand mit dem des Prozesses. Das Konstante wird wechselnd, das Wechselnde wird konstant; Kaltes wird warm, Warmes kalt; Feuchtes trocken, Trockenes feucht. Das Eine lässt sich mithin nur vom Anderen her denken. Solche Chiasmen sind ein durchaus altes Wissen.

⁵ Jullien, François: „Über die ‚Zeit‘“, Zürich-Berlin 2004, S. 94 f.

⁶ Jullien, François: a.a.O., S. 27/28

Der *Chiasmus* ist die ikonisch nach dem griechischen Buchstaben „Chi“ benannte parallele Überkreuzstellung antithetischer Wörter oder Satzglieder, und vereinigt die Gleichzeitigkeit von Gegenläufigkeit und wechselseitiger Bedingtheit. Durch Vermittlung von Öffnen und Schliessen, Bewahren und Austauschen, ständiges Wenden und Umkehren wird so etwas wie Werden und Bewegung aufrechterhalten.

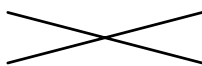
Der Chiasmus ist eine Satzfigur, bei der die Grundform des Satzes in der Verknüpfung eines Begriffes A mit einem Begriff B besteht; der letztere wird von neuem gesetzt und mit dem ersten, also A, verbunden. Der dialektische Gedankengang ist dann abgeschlossen, wenn er zum Ausgangspunkt zurückkehrt, in diesem Fall ABBA der erste Gedanke und analog ABBA der zweite Gedanke⁷ :



Durch die kreuzweise Be- und Entgründung von Ordnungs- (—→) und Umtauschrelation (○—○) wird Bedeutung zu einem Wechselspiel von Form- und Inhaltsbeziehungen, das jeden Ursprung einer Erkenntnis in seine Bewegung hineinzieht. Denn gewiss, „wenn wir recht überlegen, sehen wir, dass Vernichtung nichts anderes ist, als eine Erzeugung und die Erzeugung nichts anderes als eine Vernichtung. Die Liebe ist am Ende Hass und der Hass Liebe.“ (Giordano Bruno)

Man kann leicht einsehen, dass jede Rückkehr zum „echten“ Ausgangspunkt unmöglich ist. Denn durch die Verschiebung von „A“ nach „B“ und anschliessend die Umkehrung von „B“ nach „A“ entsteht ein „Vorher“ und ein „Nachher“, also sowohl eine Verzeitlichung als auch eine Verräumlichung des Aussage-Schemas, und lässt das Zusammenwirken von Anfang und Ende in einem neuen Licht erscheinen:

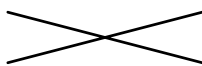
Der Anfang wird zum Ende



Das Ende wird zum Anfang

oder (bei Kant und Hegel)

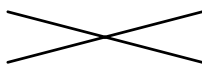
„Gewinne ich die Welt, verliere ich mich



gewinne ich mich, verliere ich die Welt.“

oder (bei Hölderlin)

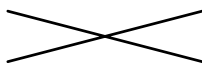
„Je mehr Äusserung, desto stiller



Je stiller, desto mehr Äusserung.“

In der Literatur zum Buddhismus finden sich viele Chiasmen, beispielsweise:

Dieses, das sucht, ist das, was gesucht wird.



Das, was gesucht wird, ist dieses, das sucht.

⁷ Schenk, Günter: „Zur Geschichte der logischen Form“, Berlin 1973

oder:

„Everything is true: not everything is true; both, everything is true, and not everything is true; or, neither everything is true nor is everything not true. This is the teaching of the Buddha.“⁸

Bildlich können wir uns einen Chiasmus als Möbiusband vorstellen: man nehme einen Streifen Papier, drehe ihn und verklebe die zwei Seiten an 4 (!) Punkten. So formt sich der Kreisring zu einem Möbiusband bzw. einem Chiasmus. Oder nehmen wir noch ein anderes Bild: die Türe. Auch sie kann als Chiasmus „gelesen“ werden: jedes herausgehen aus dem Haus und in die Welt hinein und umgekehrt, jedes hineingehen ins Haus und aus der Welt heraus.

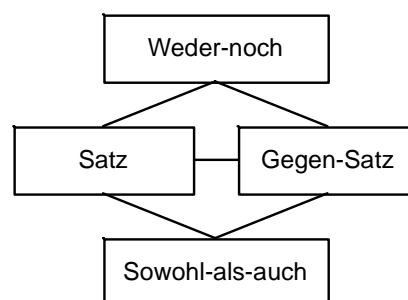
Wir können hier aber auch die Diamond-Technik ins Spiel bringen: Der Weg vom Satz zum Gegen-Satz und der zurück vom Gegen-Satz zum Satz.⁹



Hier wechselt die Bedeutung von Satz und Gegen-Satz: jeweils als Anfang und als Ende. Der Satz als Anfang hat eine andere Bedeutung als der Satz als Ende der Bewegung. Er erscheint in einem anderen Licht, erhält einen anderen Kontext. Der Bedeutungswandel kann leicht soweit gehen, dass sich der erste Anfangssatz und seine spätere Wiederholung semantisch und auch logisch widersprechen können. Hier wird die Bewegung von Satz zu Gegen-Satz und vice versa iteriert. Es wird nicht ein neuer, die Gegensätzlichkeit sprengender Gegensatz, gebildet. Es gilt somit, das Andere des Einen, d.h. den Gegensatz des Satzes zu denken und zu erleben. Dabei kann die Gegensätzlichkeit verschiedene Formen und Stärken erfahren. Die Spielmöglichkeiten, die Erfahrungstiefen reichen von der einfachen Negation bis zur totalen Inversion und dem chiasmatischen Verschlingen von Satz und Gegen-Satz.

Jeder Satz bzw. jedes Satzsystem lässt sich in eine Vielzahl von Gegen-Sätzen bzw. Gegen-Satzsystemen transformieren. Der Diamond lässt sich weder auf die Logik noch auf die Linguistik und Grammatik allein reduzieren. Der Gegen-Satz eines Satzes kann das Unausgesprochene, das Verborgene, Ausgeklammerte, Verkannte, Verdrängte, das Latente des Ausgangssatzes sein. Beide bedingen sich gegen- und wechselseitig. In diesem Wechselspiel wird das Latente manifest und das Manifeste zur Latenz gebracht.

Beim Chiasmus als Wechselspiel der vier Positionen – Satz und Gegen-Satz, Weder-noch und Sowohl-als-auch –



stossen wir (wieder) auf die Zahl 4. Sie bzw. das Geviert ist kein Dogma, sondern die Grundlage für die Erzeugung komplexer Vielheiten.¹⁰ Der Chiasmus ist nicht bloss eine von der klassischen Logik verworfene rhetorische Wortspielfigur, sondern ein fundamentales Prinzip des Lebens, das sich von der Gehirn-Struktur bis zur Chromosomen-Form zeigt.

⁸ Madhyamika, Karika, in: Matilal, B. K.: „Logic, Language and Reality“, New Delhi, 1985, Kap. 18, Vers 8, S. 316

⁹ Grochowiak, Klaus, Maier, Leo: „Die Diamond-Technik in der Praxis“, Paderborn 2000; Kaehr, Rudolf: „Towards Diamonds“, <http://thinkartlab.com>, Glasgow 2007

¹⁰ Kaehr, Rudolf: „PolySystemics“, in: <http://www.thinkartlab.com>, Glasgow 2003, S. 9

An dieser Stelle ist der kurze Hinweis angebracht, dass es so etwas wie den „Diamond“ bzw. das „chiasmatische Geviert“ bereits vor Jahrtausenden im Hinduismus und Buddhismus Indiens gegeben hat. Bei Govinda ¹¹ können wir erfahren, dass die indische Logik nicht auf dem Satz vom Widerspruch und dem ausgeschlossenen Dritten aufbaut, sondern auf einer vierfachen Logik, die folgende Aussagen über ein Objekt zulässt:

1. Es ist,
2. Es ist nicht,
3. Es ist und ist nicht,
4. Es kann von ihm weder gesagt werden, dass es ist, noch dass es nicht ist.

Mit anderen Worten, die indische Logik postuliert vier Möglichkeiten:

1. Sein oder Existenz eines Objektes,
2. Nicht-Sein oder Nicht-Existenz,
3. Sein sowohl als Nicht-Sein,
4. Weder Sein noch Nicht-Sein.

Spätestens hier ist die klassische Logik überfordert, nun aber bei gänzlich objektiven Tatbeständen, die dem subjektiven Standort enthoben sind. Ursache und Wirkung, die Grundbegriffe westlichen Ursprungs- und Kausalitätsdenkens, geraten ins Schwimmen, und vieles spricht dafür, dass die Absolutheit des logischen Systems selbst nicht von diesem dialektischen Wirbel verschont bleibt. Die Denkformen und die Arten der sprachlichen Darstellungen sind umfangreicher, als es die klassische Logik überhaupt untersuchen kann und Gegenstandsbestimmungen, die behaupten, dass sich die Logik mit den Denkformen schlechthin beschäftigt, sind irreführend. „Angesichts der Tatsache, dass sich Aristoteles selbst genötigt sah, in seinem Denken über die von ihm geschaffene Logik hinauszugehen, angesichts der Sättigung der Vernunft, von der man schon lange nicht mehr behauptet, dass sie die Welt prinzipiell versteht, scheint eine Rückbesinnung auf den Chiasmus angebracht, um die Frage nach einem Gegenstand entwickeln zu können, die diese Fragestellung selbst unterhöhlt und nach einer ganz anderen ‚Disziplin‘ verlangt. ‚Il faut savoir se prêter au rêve, lorsque le rêve se prête à nous“ (Camus), lautet eine chiasmatische Formulierung, von der man sagen könnte, dass sie sich rückbesinnt, um das Funktionieren des Sinns mit seinem Subjekt zu denken und seinen Bezug zu einem Ausserhalb, dessen Widerspruch es in sich trägt, um sich zu konstituieren.“ ¹² Die besondere Bedeutung des Chiasmus „rührt von einer gewissen V(i)erteilung, von der man sagen kann, dass sie Identitäten im Gebrauch ändert, disseminiert. Der Dissemination der Identitäten entspricht logisch gesprochen die Distribution der Systeme. Wenn aber die klassische Theorie des Denkens davon ausgeht, dass Subjekt und Objekt eine absolute Dichotomie vorstellen und also alles, was nicht Objekt ist, notwendigerweise Subjekt ist und umgekehrt, hat es innerhalb dieser Theorie keinen Sinn mehr, von einer Distribution der Systeme zu sprechen. Sie selbst, die klassische Theorie des Denkens ist es vielmehr, die distribuiert werden muss.“ ¹³

Konsequent hat der Philosoph und Kybernetiker Gotthard Günther ¹⁴ denn auch die These von der Einheit und homogenen Geschlossenheit der klassisch-zweiwertigen Logik aufgegeben und die Hegelsche Entdeckung der Standpunktabhängigkeit der Reflexionsbestimmung in die Standpunktvielfalt der logischen Systeme verallgemeinert. Damit begegnet uns die

¹¹ Lama Govinda: „Schöpferische Meditation und Multidimensionales Bewusstsein“, Freiburg i. Brg. 1977

¹² Meyer, Eva: „Zählen und Erzählen. Für eine Semiotik des Weiblichen“, Wien/Berlin 1983, S. 127 f.

¹³ Meyer, Eva: a.a.O., S. 130 f.

¹⁴ Günther, Gotthard: „Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik“, Band 1, 2, 3, Hamburg 1976, 1979, 1980; „Idee und Grundriss einer nicht-Aristotelischen Logik. Die Idee und ihre philosophischen Voraussetzungen“, Hamburg 1978; Bierter, Willy: „Wege eines Wanderers im Morgengrauen. Auf den Spuren Gotthard Günthers in transklassischen Denk-Landschaften“, Books on Demand, Norderstedt 2018

vermutlich tiefste Radikalisierung, die der alltäglichen Beobachtung Rechnung trägt, dass ein Eines auch ein Anderes sein kann, und die als Polykontextualitätstheorie die simultane Gleich-Gültigkeit potentiell unendlich vieler Sinnsysteme/Logiken aufrechterhalten und vermitteln/integrieren will. Die Konsequenzen im Zusammenhang mit der uns hier begegnenden Problematik erläutert Rudolf Kaehr folgendermassen: „Was Grund und was Begründetes ist, wird geregelt durch den Standort der Begründung. Der Wechsel des Standortes regelt den Umtausch von Grund und Begründetem. Es gibt keinen ausgezeichneten Ort der Begründung. Jeder Ort der Begründung ist Grund und Begründetes zugleich. Orte sind untereinander weder gleich noch verschieden; sie sind in ihrer Vielheit geschieden. Für die Begründung eines Ortes ist eine Vierheit von Orten im Spiel. (...) Es gibt keine isolierten Objekte, zwischen denen nachträglich eine Beziehung (Ordnungs- bzw. Umtauschrelation) hergestellt wird. Erst durch das Beziehungsgefüge wird das Objekt als das bestimmt, als das es im Kontext fungiert. Es gibt also nicht erst die Brückenpfeiler, über die dann die Brücke gespannt wird.“¹⁵

Hier manifestiert sich eine nicht unerhebliche Transformation des klassischen Weltbildes. Was hier zum Ausdruck kommt, ist eine wesentlich andere Sichtweise auf die Dinge, doch brauchen wir nicht voll ausgebildete Philosophen, Metaphysiker, Ontologen, Linguisten oder polykontexturale Logiker zu sein, um fruchtbringend an dem, was Gotthard Günther uns als transklassische Rationalität nahegebracht hat, teilhaben zu können. Es reicht die Erinnerung an die Aussage eines hervorragenden Vertreters des klassischen Denkens: „*Die Welt ist alles, was der Fall ist*“, beginnt Ludwig Wittgenstein seinen Tractatus logico-philosophicus, und wir können fortfahren: „Wenn es also der Fall ist, dass ich die Bestimmung meines Seins nicht vorgegeben in der Welt finde, sondern sie erst im vielfältigen Wechselspiel entsteht, wenn das ‚ich bin‘ für sich allein nur die Fiktion eines angebbaren Sinnes ist, wenn also das ‚ich bin‘ mir nur erwächst in der Gleichzeitigkeit des *ich bin auch, ich bin zugleich, du bist, du bist auch, du bist zugleich*, dann ist die Welt nur soweit das, was der Fall ist, wenn ich mit dir von Fall zu Fall durch die Vielheit der Orte springe. Hier ist das Springen und der Sprung im Sinne des Wortes Ursprung der Welt, und das In-der-Welt-sein eines Menschen wird ungleich sein zu dem, was es davor sein konnte. Es ist eine andere Welt, in der er sich bewegt, und er bewegt sich in der Welt nur, wenn er sich bewegt – wenn er springt.“¹⁶

*

Er fragt sich, wie er sich orientieren, wonach er sich nun richten soll, um zu lernen, dem „Übergang“, den stillen Wandlungen zu folgen? Vielleicht ist das Altern ein instruktives Beispiel, um über diese Frage etwas Klarheit in seinem Kopf zu schaffen. Noch einmal: Der Prozess des Entstehens und Vergehens dieser im Fluss rotierenden Wirbel und schäumenden Turbulenzen, dieser mannigfaltigen Formen kennt keinen Anfangs- und Endpunkt: Weder gibt es ein definierbares Ab-hier entsteht die Form noch einen irgendwie benennbaren Endpunkt ihres Vergehens. Ebenso ist es doch beim Altern. Ich sehe mich nicht altern! Ich bin dieses Altern! Oder weiss ich wirklich, wann ich zu altern begonnen habe? Etwa wenn ich vor dem Spiegel stehe und mit einigem Entsetzen das erste graue Haar oder die ersten Fältchen im Gesicht entdecke? Der Prozess des Alterns hat schon immer begonnen, bereits mit dem ersten Atemzug. Zellen sterben bereits, während sie den Fötus erschaffen. Auch das Sterben hat schon immer begonnen. Wir sterben schon, während wir noch leben.

Nein, man altert nicht zwischen einem Anfangs- und Endpunkt – von der Jugend zum Alter wie von Warm zu Kalt oder von Weiss zu Schwarz –, gleichsam zwischen eindeutig definierten Zuständen auf einer linearen Zeitachse. So wenig wie es einen Anfangspunkt des Alterns gibt, so wenig gibt es einen Abschluss. Das beständige und stillschweigende Altern „tendiert“ zu nichts, man bemerkt lediglich nach und nach seine Auswirkungen, sein diskretes Erodieren. Altern ist umfassend und kontinuierlich. Es ist untrennbar von dem, was mein „Wesen“ ausmacht, und nicht etwas, das zusätzlich zu dem geschieht, was ich als „Sub-

¹⁵ Kaehr, Rudolf: „Zur Dekonstruktion der Techno-Logik. Hinführen zur Graphematik“, thinkartlab, 1995, S. 7/8

¹⁶ Grochowiak, Klaus, Castella Joachim: „Der Chiasmus von Täter und Opfer“, in: MultiMind 12/1996

jekt“ wäre. Altern ist ein Prozess, vom dem *alles* betroffen ist und sich verändert. Das „Was“, das sich beim Altern ändert, ist nicht im Sinne von separaten Merkmalen isolier- und benennbar. Ich kann noch so viele Aspekte vor mein inneres Auge rufen – Augen, Haare, Teint, Stimme, Sehkraft, Vitalität ... –, sie alle können nicht einmal oberflächlich den ständig vor sich gehenden Übergang erfassen. Diese Aspekte sind allenfalls Indizien einer kontinuierlichen Transformation. Altern ist schon immer im Gange, unmerkliche und fortschreitende Veränderung. Altern geschieht gemäss einer prozessualen Logik des Übergangs und lässt sich nicht unter der Bedingung der linearen Zeit und im Sinne blosser Prädikate verstehen. Das Altern ist ohne „Form“ und ohne „Ziel“. Der Tod unterbricht, aber die Auflösung geht weiter.¹⁷

Auch im chinesischen Selbstverständnis spielen Anfänge ebenso wie Enden keine ausgezeichnete Rolle: „Der Prozess mit seinen unablässigen Wandlungen beherrscht auch das chinesische Bewusstsein von der Zeit und der Geschichte. So vollzieht sich der Wandel nicht ereignishaft oder eruptiv, sondern diskret, unmerklich und kontinuierlich. Undenkbar wäre jene Schöpfung, die sich an einem absoluten, einmaligen Punkt ereignete. Die Diskontinuität zeichnet die ereignishaftige Zeit aus. (...) Das Ereignis markiert einen Bruch, der eine Bresche ins Wandlungskontinuum schlägt. Brüche oder Revolutionen sind aber dem chinesischen Zeitbewusstsein fremd. (...) Es [das chinesische Denken, Anm. d. Verf.] kennt jene Identität nicht, die auf einem einmaligen Ereignis beruht. (Fussnote im Originaltext: Das Ereignis lässt sich als imaginäres Konstrukt begreifen, die das Vorgängige ausblendet, aus dem es geworden ist und sich als absoluten Anfang setzt.) Schon in diesem Sinne lässt es die Idee des Originals nicht zu, denn die Originalität setzt den Anfang im emphatischen Sinne voraus. Nicht die Schöpfung mit einem absoluten Anfang, sondern der kontinuierliche Prozess ohne Anfang und Ende, ohne Geburt und Tod ist bestimmend für das chinesische Denken. Auch aus diesem Grund entstehen im fernöstlichen Denken weder die Emphase des Todes wie bei Heidegger noch die Emphase der Geburt wie bei Hannah Arendt.“¹⁸

Dies ist eine geradezu schwindelerregende Einsicht: Wenn ich dieses Altern bin, so entpuppe ich mich selbst als „Prozess“ und sehe mich in diesen eingebettet. Selbst dem personifizierten Tod kann ich mich dann als individuelle und momentane Vollendung der „stillen Wandlung“ nähern und betrachte ihn nicht länger als Bruch – doch dann sollten wir besser statt vom „Tod“ prozesshaft vom „Sterben“ reden. Und in ein Denken der Prozesse kann ich nur eintreten, wenn ich mich von der Permanenz eines Subjekt-Substrats verabschiede, darauf verzichte, „unter“ die Veränderung immer einen Träger der Veränderung zu sehen. Das allerdings bedeutet, dass die Relevanz meines „Ichs“ begrenzt ist. Ich kann mich nicht länger – zumindest nicht in allen Lebenslagen – als „Ursache meiner selbst“ betrachten. Das heisst nicht, auf meine Option für Autonomie und Freiheit zu verzichten. Allerdings muss ich anerkennen, dass ihre Bedeutsamkeit Grenzen hat.

*

Die Realitäten, mit denen Wasser es zu tun haben, werden von polaren Kräften beherrscht. Wasser sind in jeder Situation vielgestaltig und beweglich, tief und heiter, nachgiebig, freundlich und anschniegig, aufgewühlt und sprudelnd. In ihnen finden wir eine asymmetrische, sich nicht wiederholende, nicht reglementierte Ordnung, was zu einer faszinierenden Varianz fließender Gewässer, von Wasserfällen und perlenden Schaumblasen führt. Um eine sich ständig ändernde Situation zu bewältigen, bleiben Wasser für alle Möglichkeiten offen und wandeln sich ständig, um sich anzupassen.¹⁹ Sie sind unendlich geschmeidig, sie verändern ihre Form ständig, ja sie haben überhaupt keine eigene Form. Sie sind sich nie gleich, ihnen fehlt jede Beständigkeit. Zwar haben Wasser keine eigene Form, doch sie sind alles

¹⁷ Jullien, François: „Über die ‚Zeit‘“, Zürich-Berlin 2004, S. 82

¹⁸ Han, Byung-Chul: „Shanzhai – Dekonstruktion auf Chinesisch“, Berlin 2011, S. 10 f.

¹⁹ Jullien, François: „Über die Wirksamkeit“, Berlin 1999, S. 21

andere als formlos. Sie sind eigentlich immer geformt. Sie nehmen nämlich die Formen des anderen an, um sich zu entfalten. Wasser sind aber auch freundlich, weil sie sich jeder Form anschmiegen – sie müssen sich nicht behaupten, nicht bei *sich* bleibend sich von anderen unterscheiden oder den anderen widerstehen. Die Wasser üben, da ihnen jede Festigkeit fehlt, keinen Zwang aus. Sie sind nachgiebig und anschmiegsam. So stossen sie auf keinen Widerstand. Wasser überwinden Hindernisse, indem sie nachgeben. Sie entfalten sich, indem sie sich beugen.²⁰ Die Wasser tun in ihrem Lauf „ohne absichtlich zu tun“ – das ist das *wuwei* des Wassers. Und sie kümmern sich in keinem Moment darum, ihr Wesen zu erklären oder ihr Vorgehen zu rechtfertigen.

Der Begriff *wuwei* hat in der chinesischen Philosophie eine grosse Bedeutungsvielfalt, was auch mit der ideographischen Sprache zusammenhängt. *Wuwei* ist als absichtsloses Tun bzw. als „Nicht-Eingreifen“ zu verstehen. Das, was auf einen zukommt, soll angenommen werden. Man soll geschehen lassen und sich nicht gegen das Natürliche stellen, dessen Weg ohnehin nicht bekannt ist und das nicht beherrscht werden kann. Der Weg der Natur soll durch das eigene Handeln nicht behindert werden.

Wuwei als Tun ohne Tun, als „Nicht-Handeln“, verneint keineswegs das Tun, sondern lehnt nur ‚erzwungenes‘ Handeln ab, forcierte Aktionen gegen die allgemeine Harmonie, gegen die Natur, gegen die Natur der Dinge. Danach sollen die menschlichen Taten weitestgehend im Einklang mit dem Kosmos erfolgen, sich gleichsam von selbst tun wie das organische Vorbild, wie Atmen oder Verdauen, Kinderkriegen oder Sterben

Wuwei meint also nicht, dass gar nicht oder beliebig gehandelt werden soll, und ist somit nicht als allgemeine Tatenlosigkeit oder gar als Trägheit, Faulheit oder blosser Passivität misszuverstehen. Vielmehr handelt es sich um die Kunst, der natürlichen Entwicklung nicht im Weg zu stehen und das Richtige im richtigen Moment zu tun. Indem man nicht eigenwillig in das „Von-selbst-so-Verlaufende“ (*ziran*) eingreift und ihm zuwiderhandelt, sondern von dem „(Mit)-einander-so-Verlaufenden“ ausgeht und ihm entspricht, erreicht man am besten das, was man wünscht. Gerade weil man „nicht-tut“, tut man etwas und schlägt die gewünschte Richtung ein. „Es gilt, ganz auf die Sache, die Situation, den/die Anderen einzugehen, ganz darin aufzugehen. Der Eine und die/der Andere lassen einander (sein) und verlassen sich so aufeinander. Aufeinander eingespielt und eingelassen auf das sich in der jeweiligen Situation Abspielende, vergessen sie einander. Beim (...) Lauf der Dinge kommt es auf die Situation an, auf den rechten Augenblick und den rechten Ort. Wer (...) vom jeweiligen Standort und der jeweiligen konkreten Lage der Dinge ausgeht, ohne auf utopischen Standpunkten, wie z.B. dem der ‚universalen Liebe‘ zu beharren oder bei abstrakten moralischen Universalien und Imperativen stehen zu bleiben, wird eher in der Lage sein, es ‚gut zu machen‘ und es gut sein zu lassen. Dem Gang der Dinge folgend wird es gut gehen. Ohne grosse Taten und ohne sich grosszutun oder zum ‚Täter‘ zu werden, wird er tun, ohne (absichtsvoll) zu tun (*wei wuwei*).“²¹

Der Begriff *wuwei* fokussiert auf einen Weg des Lernens, auf die Aneignung eines Könnens, das die radikale Trennung zwischen Handlungsobjekt und Handlungssubjekt überwindet, und so die Unmittelbarkeit über Analyse und Reflexion die Oberhand gewinnen kann. Entscheidende Voraussetzung dafür ist die Einsicht, dass auf persönlicher wie auf systematischer Ebene die Notwendigkeit eines nicht-dualen Handelns begriffen wird, „eines Handelns, das frei von Selbstbeobachtung zur vollen Anerkennung der Fragmentarität (...) unseres Selbst beiträgt.“²²

Nicht-Handeln bedeutet also keine Weltflucht, bedeutet keineswegs eine Gleichgültigkeit gegenüber der Welt, bringt uns in keiner Weise von der Wirklichkeit ab. „Der taoistische Denker Laotse kann uns gar nicht zur Weltflucht einladen, da es für ihn keine andere Welt

²⁰ Vgl. auch Han, Byung-Chul: „Abwesen“, Berlin 2007, S. 105/106

²¹ Wohlfahrt, Günter: „Zhuangzi“, Freiburg i. Brg. 2001, S. 39

²² Varela, Francisco J.: „Ethisches Können“, Frankfurt/M. 1994, S. 41

gibt, in deren Namen man die hiesige verwerfen könnte, auf die man hoffen und in deren Erwartung man das Leben ertragen könnte.“^{23 24}

*

Beim Anblick dieser spielerischen Poesie der Schöpfung, dieses rhythmischen Prozesses des Entstehens und Vergehens, dieses kontinuierlichen Fluktuiers zwischen Desorganisation und Reorganisation taucht bei ihm alsbald der Gedanke auf, weshalb er seinen Geist nicht stärker von spielenden Wassern hat infizieren lassen, weshalb Wasser nicht sein Sinnbild für ein Denken und Verhalten geworden sind, das sich dem Wandel der Welt und dem Wechsel der Dinge situativ, jeweilig anpasst oder anschmiegt, obwohl er sich doch oft und gerne an Wassern aufhielt? Warum hat sich das Fliessende und das Schwebende nicht stärker bei ihm eingenistet? Hatte er dem Wasser das Land nur deshalb entgegengehalten, weil es angeblich eine stabile Form hat, ihm Beständigkeit innewohnt und daher einen festen Halt bietet?

Es scheint, dass wir Menschen – vor allem hier im Westen – unter allen Umständen das Harte, Stabile, das exakt Definierte als festen Boden unter den Füßen, als Orientierungsgrößen brauchen, um daran unser Realitätsgefühl, unser Objektivitäts- und Sicherheitsbedürfnis festzumachen; erst dieser Zwang zur festen Ordnung lässt das Wasser als haltlos, unbestimmt und unsicher erscheinen, werden seine Anschmiegsamkeit und Freundlichkeit nicht eigens wahrgenommen. Unser Denken kreist ums Identische – Wandlungen und Veränderungen werden als Bedrohung empfunden. Wir verharren in unserem unbewegten, festsitzenden, feststehenden und feststellenden Denken. Unser Blick richtet sich auf das Statische statt auf den Wandel, dem einzig Unwandelbaren. Festsitzendes Denken „sieht“ und erfasst nur einen Kontext, weil ich nur einen Standpunkt einnehme, nämlich meinen eigenen. Abstrakt gesprochen: Festsitzendes Denken ist *monokontextuales* Denken, weil egologisch fundiert. Es lebt nur je eine Denkweise.²⁵ Von diesem unserem festen Standpunkt aus nehmen wir die Welt in Angriff, ja stechen wir förmlich in sie hinein.

Erfahrungen, Einsichten und Kenntnisse lassen sich nur dann an Festhaltepunkten fixieren, wenn man sie aus dem Fliessen des Geschehens und Denkens, aus den Metamorphosen des Werdens und Vergehens willkürlich – vielleicht aus Ängsten und Qualen der Unsicherheit und Vergeblichkeit – heraushebt, absolut setzt, dogmatisiert und sie mit Etiketten wie „ewige Wahrheit“, absolute Klarheit und „unwandelbare Evidenz“ ausstattet. Solche starren „Wahrheitsmasken“ „leuchten ein“, weil sie sowohl unseren Ängsten als auch unserer Hybris dienen. Sie geben Sicherheit, löschen Zweifel aus und motivieren zu unerschütterlichem Vorgehen, zu harten, starren Taten. Die derart in Gefühlszustände und Aktivitäten umgemünzte Starrheit der Einstellung, die sich klar, sicher, feststehend und „einleuchtend“ gibt, ist der Nährboden für Fanatismen aller Spielarten.

*

Was also lässt sich von den Wassern lernen, um eingefahrene und eingefrorene Denkweisen zu „verflüssigen“? Vielleicht, so denkt er, geht es aber um wesentlich mehr, nämlich darum, mich wandlungsfähig zu erhalten wie das Wasser. Auftauchende Hindernisse und „Störungen“ umgehen, darüber hinweggleiten, ohne grossen Aufwand und heroisches Getue, ohne eitle Inszenierungen. Mich wandlungsfähig erhalten ist Erneuerung und kein Fortschritt zu etwas hin – einem Ideal, einem Ziel. Doch dafür gibt es keine Methoden und keine Pläne – sie würden mein Fliessen und meine innere Dynamik blockieren. Erneuerung ist eine Kunst und sie besteht im regelmässigen Wechsel zwischen Innen und Aussen. Weder mich nach Innen so weit zurückziehen, dass ich mich verborgen halte und keine Beziehungen mehr zum Anderen und zu Anderem pflege. Aber auch nicht so weit nach Aussen aktiv werden, dass ich ständig exponiert bin, mich in spitzfindige ideologische Zänkereien hineinziehen lasse, diesen Klamauk von Heldentaten und Heilsvorschriften erdulden muss, und von Sor-

²³ Jullien, François: „Über die Wirksamkeit“, Berlin 1999, S. 122

²⁴ vgl. auch: Wohlfahrt, Günter: „Der Philosophische Daoismus“, Köln 2001, S. 81 f.

²⁵ Kaehr, Rudolf: „DIAMONDSTRATEGIES“, thinkartlab, August 1997, S. 29

gen zerschlingen werde – auch wenn ich mir bewusst bin, dass meine Verstrickung mit der Aussenwelt nicht etwa willkürlich vermieden werden kann, ist sie doch eine selbstverständliche Äusserung allen Lebens. Mich also nicht an irgendeiner Position festklammern, bei ihr verharren, an ihr haften bleiben, meine Urteile nicht nur von dem einmal eingenommenen „Standpunkt“ aus fällen. Anders gesagt: mich nicht in einer bestimmten Position einigeln und dadurch isolieren, indem ich mich von der entgegengesetzten Position abschneide und mich dem Appell verschliesse, mich von der eingenommenen Position zu lösen und die andere einzunehmen. Wie beim Ein- und Ausatmen den Rhythmus zwischen den beiden Positionen spielen, die eine Position an die andere appellieren lassen. Also mich nicht in bipolaren Gegensätzen und binären Verstrickungen verheddern, wo je nach Standpunkt die eine Position privilegiert, die andere marginalisiert wird. Ablesen lässt sich dieses langweilige Spiel an den selbsternannten „Weisen“ jeglicher Couleur dieser Welt, die nicht müde werden zu versuchen, unaufhörlich Engagement und Sorge um die Welt bis zum Überdruß zu empfehlen und einzuhämmern. Das Nichtbesorgtsein und das Nichtengagement dagegen wird als anti-rationalistisches, esoterisches und mystisches Verhalten denunziert. Die Quintessenz: Es stehen allerlei Positionen – in Philosophie, Psychologie, Ökonomie, Politik usw. – unversöhnlich einander gegenüber. Was der eine bejaht, verneint der andere; was jener verneint, bejaht der andere. Dort wo die Klarheit der Differenzen nicht gesehen wird oder nicht die Kraft aufgebracht wird, sie zu sehen oder das Gesehene geistig auszuhalten, wird fleissig gesammelt und harmonisiert. Es entsteht ein Eklektizismus, der sich als postmodern ausgibt und der sich gut verkaufen lässt. Zu nichts muss wirklich Stellung bezogen werden, ist doch alles im Sortiment. Andere wiederum versteifen sich auf eine Position. Nicht weil sich dies am besten rechtfertigen und erläutern liesse oder sogar entscheidende Vorteile aufzuweisen hätte, sondern weil es zur Persönlichkeitsstruktur des Betreffenden passt, jeweils eine und nur eine Position zu vertreten. Und so entsteht auf dieser Welt eine grausliche Kakophonie.

*

Für einen Moment taucht er aus seiner Gedankenversunkenheit auf. Er schaut auf den Fluss. Ein fast unmerkliches Glitzern lenkt seine Aufmerksamkeit auf ein Spinnennetz, das zwischen den Ästen zweier benachbarter Büsche an der Uferböschung aufgespannt ist. Faszinierend dieses Kunstwerk aus filigran gewebten Fäden. An einigen Netzfäden hängeln sich funkelnd Wassertropfen, in denen sich das Sonnenlicht bricht. Im Wechsel der Blickrichtung blitzen sie wie funkelnde Edelsteine in verschiedenen Farben auf.

Das Spinnennetz weckt seine Erinnerung an ein doppeltes ineinander verwobenes gegenläufiges Netz von Orten (Positionen) und Horizonten, die zueinander in einem Wechselspiel stehen. Was Horizont ist, kann Ort werden, und was eben noch Ort war, kann sich zum Horizont wandeln. Dieser Wechsel verläuft in der Zeit und übereignet zugleich dem Menschen seine Zeit. Nur wer auf Wanderschaft geht – und sich von seiner behäbigen Sesshaftigkeit verabschiedet –, kann erleben, wie sich beim Gehen von jedem Ort (Position, Fundament) aus ein neuer Horizont auftut. Ohne Position kein Horizont, der an die Begrenztheit meiner Perspektive und die Fülle anderer Möglichkeiten erinnert; ohne Horizont keine Position, die das Eigene vom anderen abhebt. Weitergehen und innehalten. Kreuz- und Quer-Erleben und -Denken. Was sich da im Laufe meiner Wanderzeit entfaltet, ist ein faszinierendes Wechselspiel von Orten und Horizonten. Und ich erlebe und erkenne, dass der Mensch selbst weder Ort noch Horizont und ineins sowohl Horizont als auch Ort ist. Ohne ihn ist weder Horizont noch Ort, durch ihn sowohl Horizont als auch Ort. Für ihn ist dieses Wechselspiel zwischen Orten und Horizonten nicht der Stein der Weisen, aber es ermöglicht, dass keine Fixierung auf einen Ort erzwungen wird, sondern etwas Fließendes ins Spiel kommt, so dass sich Festes auch wieder verflüssigen wie auch jedes Flüssige ihr Festes finden kann, und sich dabei die Art des Wechselspiels immerzu mit-wechselt.²⁶ Ort und Horizont sind die Metaphern, die der Dialektik zwischen dem Stablen und dem Fließenden eine Realisation geben.

Für ihn bedeutet das, das Denken als einen Weg oder als den Lauf der Wasser aufzufassen. Da die Welt der Wasser keine idealen Formen kennt, lassen sie sich in kein Model pressen.

²⁶ Kaehr, Rudolf: „DIAMONDSTRATEGIES“, thinkartlab, August 1997

Immer stösst man auf die Variabilität der Wasser. Beim Lauf der Wasser kommen die Dinge immer anders, als man es sich gedacht hat, und sie sehen in der Nähe anders aus als aus der Ferne. So wenig wie die Wasser sollte er auch sein Denken in kein Modell zwingen, es so geschmeidig wie möglich halten, seine Gangbarkeit oder besser Fliessbarkeit sichern, so dass es sich der Vielfalt von Möglichkeiten öffnen kann. Eine wichtige Voraussetzung dafür ist, das Denken nicht auf fixe Grundsätze, Prinzipien und Regeln zu versteifen, sondern es jenseits fester und fixierter Formen anzusiedeln. So werden Wandlungen und Veränderungen nicht als Bedrohung empfunden. Sie stellen nur den natürlichen Lauf der Dinge dar, dem es sich anzupassen gilt. Also in Konstellationen und Komplementaritäten denken, die sich unmöglich in ein identisches Prinzip zwingen lassen, mich nicht an unveränderlichen Koordinaten orientieren, vielmehr die jeweilige Konstellation rechtzeitig erkennen und darauf angemessen reagieren. So ist das Denken stets auf dem Weg und wandelt sich. Es steht niemals wirklich still, um etwas zu erbauen oder irgendwo hineinzubohren, vielmehr zielt es darauf ab, Zusammenhänge zu erhellen. Aufgrund der Abwesenheit von festen Regeln gehört zu ihrem Wesen das Zögern, zu ihrer Gangart die Langsamkeit, aber auch die Freundlichkeit. Es ist mehr dem Alltäglichen, dem Hier und Jetzt zugewandt; das Fernweh nach einem radikalen Anderswo ist ihm eher fremd. Doch bevor er etwas von den Wassern für sein Denken lernen kann, muss er sie zunächst in ihrem Lauf wahrnehmen.

Copyright 2019 vordenker.de

This material may be freely copied and reused, provided the author and sources are cited
a printable version may be obtained from webmaster@vordenker.de

vordenker
ISSN 1619-9324